

»Aber mich faszinierte die Grenze natürlich immer.
Und ich verliere an der Grenze auch immer etwas.«¹

Die Bedeutung der ›Grenze‹ im Werk Franz Tumlers.

Die Natur kennt keine Grenzen, weil in ihr alles Übergang, Durchdringung und Verschmelzung ist.² Nur der Mensch braucht die Grenzen, um sich in einer sonst chaotischen Wirklichkeit zu orientieren. Die Sprache ist vielleicht das erste Werkzeug dieser menschlichen Grenzziehung: Durch sie wirft der Mensch über das Kontinuum der Wirklichkeit das Netz der begrifflichen Differenzierungen und begründet dadurch auch die eigene Identität, indem er zwischen sich und der Außenwelt, zwischen Subjekt und Objekt unterscheidet.³ Diese grenzziehende Aktivität führt dann der Mensch auf allen Gebieten des Lebens weiter, indem er erkenntnistheoretische, historische, anthropologische und politische Grenzen markiert. Selbst die natürlichen Grenzen wie Flüsse, Täler, Berge, Meere usw. erhalten also nur durch den Menschen ihre Bedeutung und ihre Funktion als Grenze.

Diese zutiefst menschliche Natur jeder Grenze erklärt auch, warum die Grenzen, wie alles vom Menschen Geschaffene, äußerst veränderlich sind. Ja, in mancher Hinsicht lädt die Grenze selbst zum Übertreten derselben ein, weil Grenze und Übertretung unlösbar miteinander verbunden sind.⁴ Ähnlich wie die Haut, die einerseits für die Bestimmung des individuellen Organismus wichtig ist, andererseits aber nicht nur eine Trennung zwischen Innen- und Außenwelt darstellt, sondern vielmehr eine lebensnotwendige Vermittlungsfunk-

1 Aus einem Interview mit Franz Tümler, das ich am 3., 12. und 19. Juli 1991 in Berlin geführt habe. Da nur eine Übertragung ins Italienische des Interviews veröffentlicht worden ist, zitiere ich aus der Transkription des Originalinterviews, indem ich jedoch auf die italienische Übersetzung verweise: *Intervista a Franz Tümler*. In: Alessandro Costazza: *Franz Tümler. Una letteratura di confine*. Meran 1992, S. 23-44, hier: S. 43.

2 Vgl. etwa Vilém Flusser: *Zwiegespräche. Interviews 1967-1991*. Göttingen 1996, S. 95: »Es gibt keine Grenzlinie. Es gibt auf der Welt keine zwei Phänomene, die durch eine Linie getrennt werden könnten. Das war immer eine schlechte und künstliche Trennung. Phänomene lassen sich auf diese Weise nicht teilen. Sie sind auch nicht nach geraden Linien zu organisieren. Phänomene überschneiden sich, sie kommen in Abschnitten vor.« Vgl. zu Flussers Auffassung der Grenze: Rainer Guldin: *Meinandergreifende graue Zonen. Vilém Flussers Bestimmung der Grenze als Ort der Begegnung*. In: Christoph Kleinschmidt, Christine Hewel (Hrsg.): *Topographien der Grenze. Verortungen einer kulturellen, politischen und ästhetischen Kategorie*. Würzburg 2011, S. 39-48.

3 Vgl. Friedrich Nietzsche: *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne*. In: Ders.: *Kritische Gesamtausgabe*, hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. Berlin/New York 1973ff., Bd. III, 2. Nachgelassene Schriften 1870-73, S. 367-381. Hier: S. 382f.

4 Vgl. Michel Foucault: *Zum Begriff der Übertretung*. In: Ders.: *Schriften zur Literatur*. München 1974, S. 69-89.

tion zwischen beiden hat, so kann und soll auch die Grenze durchlässig und porös sein, wenn sie nicht zur Sklerose und zum Tode des Organismus führen soll.⁵ Sowohl auf die Politik als auch auf die Kultur angewandt, bedeutet dies, dass die Grenzen als Orte der Öffnung und der Begegnung dienen sollen, indem sie Sprachen und Kulturen vielmehr in Verbindung setzen als voneinander trennen sollen. Auf sprachlicher und begrifflicher Ebene vermögen dies sowohl das poetische als auch das kritische Wort, welche darin eine Gemeinsamkeit haben, dass beide festgesetzte Grenzen und Schranken durchbrechen: Das poetische Wort tut dies, wie schon Nietzsche gezeigt hat, indem es durch Metaphern, Symbole und weitere rhetorische Figuren die ursprüngliche Produktivität der Sprache aus den Schranken einer versteinerten Begrifflichkeit wieder belebt;⁶ das kritische Wort kämpft vor allem gegen übertragene Werte und Wahrheiten, d.h. letztendlich gegen das Vorurteil.

Gerade ein solcher ›Ansturm gegen die Grenze‹ (Kafka) findet im Werk von Franz Tümler zumindest ab Mitte der fünfziger Jahre sowohl auf poetologischer als auch auf kritischer Ebene überall und konsequent statt: Indem er stets bemüht ist, die Statik und den Wahrheitsanspruch des sprachlichen Ausdrucks in Frage zu stellen, wendet er sich nämlich auch inhaltlich gegen jede ausgemachte und festgelegte historische Wahrheit. Diese Einstellung stellt andererseits das Ergebnis einer tiefen selbstkritischen Revision dar. Das Thema der Grenze bildet nämlich eine Konstante auch in den früheren Werken von Tümler, erfährt aber im Laufe der Zeit eine starke und äußerst signifikante Entwicklung, die die allgemeine ideologische und poetologische Entwicklung des Autors widerspiegelt.

Als ich Tümler vor genau vierundzwanzig Jahren, am 3. Juli 1991 in seiner Berliner Wohnung zum ersten Mal traf, stellte ich ihm gleich am Anfang unseres Interviews die Frage nach der Bedeutung des in seinem gesamten Werk so zentralen Bildes der ›Grenze‹. Tümler verwies gleich auf seine Biographie, behauptete jedoch, von dieser Zentralität erst durch meine Frage erfahren zu haben und das Bild der Grenze beim Schreiben nie bewusst gesucht zu haben.⁷ Damals schenkte ich seiner Behauptung unbedingten Glauben, auch weil sie mir den Eindruck vermittelte, auf ein unbewusstes und daher umso interessanteres Thema gestoßen zu sein. Heute würde ich möglicherweise nicht so leichtgläubig sein und vielmehr vermuten, dass Tümler um diese Zentralität wohl wusste, diese aber eher vorsichtig angehen wollte, solange er sich nicht darüber im Klaren war, an welche Werke von ihm ich dabei dachte. Erst als er merkte,

5 Vgl. zur Metapher der Haut als Analogon der Grenze bei Flussler, s. Guldin: *Ineinandergreifende graue Zonen*. (Anm. 2), S. 44-46.

6 Vgl. Nietzsche: *Über Wahrheit und Lüge*. (Anm. 3), S. 381ff.

7 Vgl. *Intervista a Franz Tümler*. (Anm. 1), S. 27: »Es ist interessant für mich, von Ihnen zu hören, dass dieses Problem der Grenze immer eine Rolle spielt. Das war mir nicht so aufgefallen, beim Schreiben schon gar nicht.«

dass ich mich nicht oder kaum auf Werke wie *Soldateneid* oder *Im Jahre 38* bezog, redete er auch freier über das Motiv der Grenze.

1. Die biographische Erfahrung der Grenze

Es besteht kein Zweifel darüber, dass diese Zentralität des Bildes von der Grenze in Tümlers Werk einen biographischen Ursprung hat. In dem Interview erklärt er:

Ja, dieses Wort ›Grenze‹ hat mich natürlich immer früh beschäftigt, schon von klein auf. Wenn ich nach Südtirol gefahren bin, musste ich über eine Grenze fahren, es ist, was sich mir eingepägt hat: Dadurch ist dieses Bild ›Grenze‹ in mir festgeworden.⁸

Und etwas später:

Und dann kommt eben dazu das vom Vater, dass der Vater, wenn ich es objektiv, aus der Entfernung sagen kann, der ist eben von einem Landstrich jenseits einer Grenze. Um dorthin zu kommen, musste ich über eine Grenze, immer.⁹

1912 in Bozen geboren, hat Tümler im Alter von noch nicht zwei Jahren, nach dem verfrühten Tod des Vaters, Südtirol verlassen und ist mit der Mutter, die aus Wien stammte, nach Linz gezogen, wo ihre Verwandten lebten. Im Jahre 1920, als er also erst 8 Jahre alt war, hat seine Mutter für ihn »optiert«:

Es stand auf einem, vom Staat durch Stempel bestätigten Zettel, auf dem meine Mutter für mich diese Erklärung abgegeben hatte; und die war notwendig geworden, weil nun, nach dem Friedensvertrag [von St. Germain], meine Heimat nicht mehr zu Österreich sondern zu Italien gehörte.¹⁰

Tümler ist dann 1926 als Vierzehnjähriger mit der Mutter wieder nach Südtirol – also für ihn ins Ausland – gekommen, zu den Verwandten des Vaters nach Laas, mit denen es Streitigkeiten und Spannungen wegen des Erbes gab.¹¹ Als er also 1932 »zum erstenmal bewußt als erwachender Mensch, der sich um seine Herkunft kümmert, in die Heimat meines Vaters«¹² kam, bedeutete dieser Besuch auch eine Ablösung von der Mutter.¹³

8 Ebd., S. 25.

9 Ebd., S. 28.

10 Franz Tümler: *Nachschrift nach 50 Jahren*. In: Franz Tümler: *Das Tal von Lausa und Duron*. München 1986, S. 97-120, hier: S. 113. Vgl. auch Franz Tümler: *Jahrgang 1912*. In: Hans Dieter Zimmermann (Hrsg.): *Welche Sprache ich lernte. Texte von und über Franz Tümler*. München 1986, S. 46-72, hier: S. 63f.

11 Vgl. Alessandro Costazza: *Franz Tümler: Plasnego-Blasenegg. Il Sudtirolo come Italia sognata*. In: I. M. Battafarano (Hrsg.): *L'Italia nella poesia tedesca contemporanea*. Taranto 1997, S. 161-184, hier: S. 71. Vgl. auch *Intervista a Franz Tümler*, (Anm. 1), S. 25.

12 Tümler: *Nachschrift nach 50 Jahren*, (Anm. 10), S. 101.

13 *Intervista a Franz Tümler*, (Anm. 1), S. 25f.; 36.

Mit diesem Schritt über die Grenze, auf der Suche nach seiner Herkunft und nach einer Heimat bzw. nach dem ›Vater-Land‹, beginnt aber bezeichnenderweise auch die schriftstellerische Karriere von Tumler, da aus den Eindrücken und Erfahrungen dieser Reise die Sage seines ersten Romans *Das Tal von Lausa und Duron* (1933) hervorging, der ihn sozusagen über Nacht zum bekannten Schriftsteller machte.

Man kann also ohne weiteres behaupten, dass erst durch diese Überschreitung der Grenze Tumler zu sich selbst als Schriftsteller gefunden hat. Das bedeutet allerdings nicht, dass er dadurch auch zu der eigenen Identität, zum Gefühl des Daheimseins bzw. der Heimat gefunden hat, weil vielmehr das Gegenteil wahr ist: Gerade das unüberwindliche Gefühl der Fremdheit, das er bei allen seinen Besuchen in Südtirol spürt, hat Tumler eigentlich zum Schriftsteller gemacht. Nicht von ungefähr zeichnet diese Fremdheit, diese »Nichtzugehörigkeit« bzw. dieses »Nichtdaheimsein« auch alle Hauptfiguren seiner Werke aus.¹⁴

Umsonst hat Tumler zwar immer wieder versucht, dieses Gefühl der Fremdheit in sich zu überwinden, wie etwa seine in Südtirol spielenden, autobiographischen Erzählungen aus dem Ende der dreißiger Jahre, *Geschichte aus Südtirol* (1936) und *Drüben* (1938), bezeugen. Gerade das »Gefühl von einer ›Heimat anderswo‹« und das Bedürfnis nach »Vätern« und Zugehörigkeit«, zusammen mit der traumatischen Erfahrung des »Zusammenbruchs« der k.u.k. Monarchie 1918 und dem daraus hervorgegangenen Willen nach Ausbruch aus der Enge der österreichischen ›Provinz‹ und nach »Anschluss« an eine größere Heimat – d.h. wiederum die Erfahrung einer Verschiebung der Grenzen und das Bedürfnis nach Überwindung der Grenze – begründen letztendlich auch Tumlers Begeisterung für das Dritte Reich und für den Nationalsozialismus.¹⁵

Nach diesem vielleicht nie eindeutig genug eingestandenen Fehler¹⁶ zieht sich Tumler nach dem Krieg nach Berlin zurück, in eine Stadt also, die – wie es in der Schrift *Berlin, Geist und Gesicht* (1953) heißt – wie eine Insel eine Grenze um sich hat: In ihr, in einer »Hauptstadt, die eingeschlossen ist und

14 Vgl. ebd., S. 33.

15 Vgl. Tumler: *Jahrgang 1912*. In: Zimmermann (Hrsg.): *Welche Sprache ich lernte*, (Anm. 10), S. 46-72, hier: S. 52; 58; 61; 63ff.; 66f.; 70f.

16 Zu Tumlers Verhältnis zum Nationalsozialismus vgl. Klaus Amann: *Franz Tumlers schriftstellerische Anfänge*, in: *Franz Tumler. Beiträge zum 75. Geburtstag*, hrsg. vom Bundesländerhaus Tirol. Wien 1987, S. 9-29; Egbert Krispyn: *Franz Tumler. Nachprüfung einer österreichischen Laufbahn*. In: Jörg Thunecke (Hrsg.): *Leid der Worte. Panorama des literarischen Nationalsozialismus*. Bonn 1987, S. 420-434; Karl Müller: *Franz Tumler (*1912) – Die Bannung der Unordnung oder die Mühseligkeit der Erinnerung*. In: Dets.: *Zäsuren ohne Folgen. Das lange Leben der literarischen Antimoderne Österreichs seit den dreißiger Jahren*. Salzburg 1991, S. 274-287; ders.: *Franz Tumler und die Bewältigung der Vergangenheit*. In: Friedrich Stadler (Hrsg.): *Kontinuität und Bruch. 1938 – 1945 – 1995. Beiträge zur österreichischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte*. Wien/München 1988, S. 196-207.

sich verteidigt«,¹⁷ sucht er, wie er dann im Interview ausdrücklich sagt, »die Befreiung von der Grenze [...], aber gerade an einem Ort, der eine Grenze hatte«. ¹⁸ Auch dort fühlt sich Tumler, der seine österreichische Staatsbürgerschaft nie aufgegeben hat, zwar nicht daheim, lernt aber allmählich, nicht nur den Zustand der Fremdheit anzunehmen sondern verwandelt ihn vielmehr in das produktive Prinzip seines Schreibens: Wie er in mehreren poetologischen Aufsätzen geschrieben hat, vor allem aber in *Wie entsteht Prosa*, zwingen gerade die Entfernung von den Dingen und das unüberwindliche Fremdheitsgefühl ihnen gegenüber den Künstler dazu, sie in Worte zu bannen, ihnen eine eigene Grenze vorzuschreiben, wobei jedoch auch diese neue Form nie endgültig ist, sondern immer nur das provisorische Ergebnis eines versuchten Aneignungsprozesses.¹⁹

Diese Hinnahme der Fremdheit und die Entdeckung des produktiven Charakters der Grenze, die literarisch vor allem im Roman *Aufschreibung aus Trient* ihren Niederschlag gefunden haben, ändern grundsätzlich auch Tumlers Einstellung zu Südtirol, das er nun, wie vor allem das Sachbuch *Das Land Südtirol* beweist, von außen betrachtet, indem er diese Distanz als etwas Positives wertet:

Ich schreibe von Südtirol nicht wie jemand, dem das Land durch Einheimischsein vertraut ist, sondern der es kennt durch Besuch und Aufenthalt. Das mag ein Nachteil sein: manches wird mir entgehen. Es kann auch ein Vorteil sein: Abstand und freier Blick bei Zugehörigkeit und Liebe.²⁰

Diese neue, positive und produktive Einstellung zur Grenze drückt sich auch in mehreren autobiographischen Anekdoten aus, die zum Teil im besagten Band über Südtirol vorkommen und die mir zum Teil im Interview erzählt worden sind. In *Das Land Südtirol* erzählt er etwa, wie er einmal abends in St. Felix im Nonstal, hinter dem Gampenpass, ein Zimmer bei einem privaten Vermieter gefunden hat und dort, mit dem Blick auf die Lichter von Fondo, an der »Grenze zwischen den Sprachen«, wunderbar geschlafen hat.²¹ Obwohl der Besitzer ihn dort mit Argwohn betrachtet hatte, stellt die Grenze für ihn offensichtlich

17 Franz Tumler: *Berlin. Geist und Gesicht*. In: Ders.: *Hier in Berlin, wo ich wohne*, hrsg. v. Toni Bernhard. Innsbruck/Wien 2014, S. 24-78, hier: S. 59. Wie nicht anders zu erwarten ist, nehmen Anspielungen auf die Grenzen, d.h. insbesondere auf die Teilung der Stadt und allgemein auf den »Unfug der Teilung Deutschlands« (42; vgl. 52ff.), auf die Flüchtlinge aus dem Osten (vgl. ebd., S. 35ff.) und auf die Aufnahmelager (39ff.), auf die Absurdität und Tragik des Notaufnahmeverfahrens usw. den größten Teil dieses Berichts ein. Nichtsdestoweniger fühlt sich der Erzähler durch diese Grenzen nicht eingeschränkt: Obwohl Berlin zu einer »Insel geworden ist«, »hat diese Vorstellung [...] nichts Beklemmendes, eben weil es sich um eine Insel handelt, auf der der Herzschlag der Welt zu pochen niemals aufgehört hat.« (65).

18 *Intervista a Franz Tumler*, (Anm. 1), S. 32.

19 Vgl. v.a. Tumler: *Wie entsteht Prosa*. In: Ders.: *Volterra. Wie entsteht Prosa*. München/Zürich, 1991, S. 35-71. Hier insbesondere S. 42; 46-52.

20 Franz Tumler: *Das Land Südtirol. Menschen, Landschaften, Geschichte*. München/Zürich 1984, S. 9f.

21 Ebd., S. 416. Vgl. auch *Intervista a Franz Tumler*, (Anm. 1), S. 27f.

keine Gefahr mehr dar und wirkt vielmehr als etwas Beruhigendes und Faszinierendes zugleich.

Im Interview erzählte mir dann Tumler, wie er dreimal nahe der Grenze – einmal beim Übergang von Osttirol nach Südtirol, einmal in Brixen und ein anderes Mal in Spondinig – seinen Pass auf ganz eigentümliche Art und Weise verloren hatte.²² Die Grenze scheint also nicht mehr die Funktion einer Begründung der eigenen Identität darzustellen, weil Tumler vielmehr seine Identität sogar verlieren bzw. ablegen möchte, wenn er über eine Grenze geht.

Tumler findet also in der Grenze nicht nur die tiefere Natur des Landes Südtirol, sondern auch seine eigene Natur. Nicht von ungefähr schließt der Band über Südtirol mit einem »Merkmal von Grenze«: Tumler beschreibt dort das »Haus, aus dem mein Vater weggegangen war«, welches sich genau an der »Grenze des Weinstocks und der südlichen Pflanzen« befindet, wo die letzten Weintrauben wachsen und der letzte Edelkastanienbaum des Tales blüht.²³

Zu dieser Rehabilitation der Grenze gelangt jedoch Tumler erst am Ende einer langen Auseinandersetzung mit dem Thema, die er von Anfang an vor allem in seinen literarischen Werken geführt hat.

2. Die Grenze und die Suche nach der Heimat und nach Identität

Obwohl Tumlers Erstlingswerk *Das Tal von Lausa und Duron*, das das unmittelbare Ergebnis seines Besuchs jenseits der Grenze im »Vater-Land« war, an der Grenze zwischen Österreich und Italien spielt und diese Grenze am Ende der Erzählung infolge des ersten Weltkriegs verschoben wird,²⁴ so stellt nicht so sehr die politische Grenze, sondern vielmehr das Motiv der kulturellen Fremdheit bzw. Entfremdung das wahre und tiefere Thema dieser Erzählung dar. Darin wird das Schicksal der ladinischen Bewohner einer winzigen Siedlung hinter dem Rosengarten erzählt, die von den Ereignissen des ersten Weltkrieges gezwungen werden, ihre Häuser und ihre Ställe zu verlassen, um mit den Tieren und all ihrem Hab und Gut weiter nach Norden zu gehen und als kaum geduldete Fremde durch Österreich bis an die Donau zu ziehen (88ff.). Diese Bewohner überschreiten dabei zwar keine politische, sondern nur eine Sprachgrenze, weil ihr Ursprungsgebiet damals zu Österreich gehörte und die Jungen des Dorfes tatsächlich für Österreich in den Krieg ziehen (33f.). Ihre »Sünde« besteht jedoch darin, »daß sie sich willig dazu fanden, das Tal zu räumen« (38), ohne

22 Vgl. ebd., S. 43f.

23 Tumler: *Das Land Südtirol*, (Anm. 20), S. 421.

24 Vgl. Franz Tumler: *Das Tal von Lausa und Duron*, München/Zürich 1986, S. 88f. Auf diese Ausgabe beziehen sich im Folgenden die im Haupttext in Klammern gesetzten Seitenangaben. Vgl. zu diesem ersten Werk Tumlers, Wilhelm Bürger: *Heimatsuche. Südtirol im Werk Franz Tumlers*, Frankfurt a. Main/Bern/New York/Paris 1989, S. 27–50.

auch den mindesten Widerstand zu leisten. Dieses willige Verlassen der Heimat hing andererseits damit zusammen, dass sie »mit ihrer Heimat schon so zerfallen« waren (38). Der Keim der Entfremdung war schon früher in das kleine Dorf eingedrungen, als ein ehemaliger österreichischer Soldat die Verwandten seiner österreichischen Frau mitgebracht hatte (10). Aber diese erste Berührung mit dem Fremden, die zwar »eine kleine Unruhe« in das Leben der Gemeinschaft gebracht hatte (12), hatte noch keine tieferen Konsequenzen gehabt. Es ist vielmehr der junge Leon Contrin (16f.), der eine größere Entfremdung ins Dorf bringt, indem er zuerst nach Trento zieht (18), dort der italienischen irredentistischen Bewegung beitrifft, später nach Bologna auf die Universität geht (18) und schließlich als italienischer Soldat nicht weit entfernt von seinem Ursprungsort stirbt (57f.). Trotz seines verfrühten Todes trägt er entscheidend zur endgültigen Entfremdung des Dorfes bei, indem er in den Felshängen seiner Heimat den Onyx entdeckt (26): Dadurch hat er nämlich einem italienischen Unternehmen den Weg geöffnet, das gleich nach Ende des Krieges mit Maschinen, Bohrern, Schienen und Hütten für die Arbeiter das Tal überfluten und auch eine fremde Sprache einführen sollte (92ff.). Die zurückkehrenden Bewohner des Dorfes, das nun zu Italien gehört, werden sich allerdings leicht an das neue fremde Leben gewöhnen (94f.), weil sie ihre Identität bereits früher verloren hatten.

Nur zwei Figuren im Roman halten ihrer kulturellen Identität und der Verbundenheit mit dem Ort die unbedingte Treue. Es handelt sich einerseits um die alte Tanna, die wie ein Hexe die Trägerin von uraltem Wissen einer versunkenen Kultur ist (16) und nicht von ungefähr gleich nach der ersten Begegnung mit dem Fremden stirbt (35), andererseits um Anita, die Schwester von Leon, die nach anfänglichem Widerstand zwar selber nach Österreich zieht und dort für eine kurze Zeit als Magd lebt (67ff.), diese Erfahrung jedoch letztendlich nicht überlebt. Bei ihrer Rückkehr ins heimatliche Tal erkennt sie mit Entsetzen, »daß man zu nichts zurückkehren kann« (83), spürt ihre unüberwindliche Entfremdung und wird folgerichtig von der Natur selbst, d.h. von einer Steinlawine getötet (87).

Die Begegnung mit dem Fremden und der Verlust der eigenen kulturellen Verwurzelung scheinen also notgedrungen entweder zur endgültigen Entfremdung oder aber zum Tode zu führen. Auch Tumlers zweiter Roman, *Der Ausführende* (1937), spielt zwischen 1912 und 1915 an der »ehemaligen Grenze zwischen Österreich und Italien«²⁵ im ladinischen Fodom bzw. Buchenstein oder Livinallongo.²⁶ Und auch hier zeichnet ein tiefes Gefühl der Fremdheit und Nichtzugehörigkeit den Protagonisten Taraton aus. Da es ihm nach dem »gren-

25 Franz Tumler: *Der Ausführende*, München 1937, S. 7. Weitere Seitenangaben aus diesem Werk erfolgen direkt im Haupttext. Vgl. zu diesem Roman: Bürger: *Heimatsuche*, (Anm. 24), S. 86–94.

26 Vgl. über diesen dreifachen Namen für eine Ortschaft: Tumler: *Nachschrift nach 50 Jahren*, (Anm. 10), S. 106. Bürger unterläuft hier ein Fehler, wenn er behauptet, dass der Roman »im heutigen Südtirol« spielt, weil Buchenstein Livinallongo der Provinz Belluno, in Venetien, angehört. Bürger: *Heimatsuche*, (Anm. 24), S. 86.

zenöffnende[n] und ungestillt bare[n] Leben« verlangte, hatte er bereits früh die Heimat verlassen und war in Wien in die Militärschule eingetreten, ohne jedoch »sein Dasein in der Welt [...] fest gründen zu können« (11). Er war daher in die Heimat zurückgekehrt mit dem Auftrag, dort ein Verteidigungswerk zu bauen, das der Abwehr eines möglichen Angriffs vonseiten des damals doch mit Österreich verbündeten Italiens dienen sollte. Auch infolge dieser geheimen Aufgabe kann er mit niemandem reden und erlebt daher im Dorf und selbst in seiner eigenen Familie ein tiefes Gefühl der Fremdheit (27ff.): »du bist Taraton, der als ein Sohn heimkehren sollte, und der als Fremder zurückkehrt« (37), sagt ihm etwa der Knecht Zakum (37). Von diesem dämonischen Doppelgänger²⁷ unablässig getrieben und unterstützt, entwirft und baut Taraton in knapp zwei Jahren, mit Hilfe von hunderten von Arbeitern und Fuhrleuten aus den benachbarten Tälern auf den Pässen Valparola und Falzarego (»Fauzare« im Roman) bis hin zum Col di Lana (»Fordomer Berg«) und bis Pralongia (»Prelonze«), zwischen den Felsen von »Sasso di Stria«, »Tre Sassi«, »Monte Castello« und »Settsass« (138) ein dichtes Netz an Straßen, Kavernen, gepanzerten Festungen, Schutzgraben und Beobachtungsständen.²⁸ Indem er in diesem Projekt völlig aufgeht, vernachlässigt Taraton nicht nur Familie, Freundschaften und Affekte, sondern arbeitet im Grunde gegen die Interessen der Fodomer Bevölkerung. Das erkennen die Bewohner des Dorfes selbst in aller Deutlichkeit, wenn sie einstimmig behaupten, dass Taraton den Krieg – noch vor dessen Ausbruch – nach Fodom gebracht hatte (135; vgl. a. 131). Wenn das Projekt dann von den österreichischen Behörden suspendiert wird, bedeutet dies für Taraton selbstverständlich einen großen Schock, den er nicht wahrhaben will (150f.). Begleitet von Zakum macht er sich daher auf den Weg nach Italien, überquert die Poebene und wohnt für einige Zeit in einer italicischen Stadt (Mantua²⁹) (170ff.). Bezeichnenderweise findet Taraton jenseits der Grenze, eigentlich im »feindlichen Land«, die Fähigkeit der Sprache, d.h. der Mitteilung wieder (171).³⁰ Diese Fähigkeit wird er aber hauptsächlich dazu benutzen, sich zu verstellen

27 An mehreren Stellen des Romans hat der Leser den Eindruck, dass Zakum ein Doppelgänger von Taraton ist. Als dieser etwa nach Mantua kommt, übernimmt er sogar dessen Namen. Vgl. Tumler: *Der Ausführende*, (Anm. 25), S. 188.

28 Tumler hat sich dabei von der Wirklichkeit inspirieren lassen, weil an diesen Stellen tatsächlich ein dichtes Netz an Fortifikationen von den Österreichern – allerdings bereits in den Jahren 1897-1900 – gebaut worden war. Dort fand in den Jahren 1915-1917 der berühmte »Minenrieg« zwischen den Italienern und den Österreichern statt, so dass der Col di Lana auch »Blutberg« benannt wurde. An zwei Stellen im Roman – die einzigen aus der Perspektive der Gegenwart – verweist der Erzähler an die Überreste dieser Arbeiten. Vgl. ebd., S. 139 und 140. Zur Zeit seines Besuchs in Südtirol im Jahr 1933 hatte Tumler auch diese »Stellungen im Gebirge« besichtigt. Vgl. Tumler: *Nachschrift nach 50 Jahren*, (Anm. 10), S. 115.

29 Die Stadt wird im Roman als die südlichste Spitze des österreichischen Festungsvierecks während der Unabhängigkeitskriege (*guerre d'indipendenza*) bezeichnet. Tumler: *Der Ausführende*, (Anm. 25), S. 176.

30 Vgl. hingegen den Verlust der Sprache ebd., S. 107.

und die Mitmenschen zu betrügen. In Mantua sucht er nämlich Kontakte zur »Irredenta« (182ff.), nützt sogar die Liebe der Marchesa Gina Dalferio zu seinen Zwecken aus und betreibt ein gefährliches und kompliziertes Doppelspiel, das nicht einfach die Denunziation der Irredentisten zum Ziel hat, welche den österreichischen Behörden sowieso hinlänglich bekannt waren (234), sondern in erster Linie dazu dienen soll, den Verdacht der österreichischen Behörden über die feindlichen Absichten Italiens zu verstärken. Dank dieses Manövers erreicht Taraton tatsächlich eine zeitweilige Refinanzierung seines Projekts (235). Wenn auch diese zwar nicht offizielle Unterstützung dann aber zu Ende geht, ist Taraton sogar bereit, die sogenannten »Taratons Mauern« zu zerstören (246), die seine Vorfahren am Berg gebaut hatten, um das Dorf von den Überflutungen der Wildbäche zu schützen (138). Damit wird aber endgültig klar, dass der Bau der militärischen Schutzwerke zum Eigenzweck geworden ist, weil er weder Taraton hilft, die eigene Identität zu finden, noch dem Schutz seiner Leute dienen soll (121). Am Ende des Romans wird die Bevölkerung von Fodom, nachdem sie den jüngeren Bruder Taratons gesteinigt hat (282f.), von einer Art Raserei überfallen und verlässt das Dorf mit Hab und Gut in Richtung Süden, nach Italien (288-290).³¹ Nach Ausbruch des Kriegs mit Italien werden dann die von Taraton gebauten Fortifikationen und Schutzanlagen vom österreichischen Heer zwar verwendet,³² Taraton selbst bewegt sich aber nun zwischen seinen Werken in geistiger Umnachtung (296). Die mit Besessenheit betriebene Verfestigung der Grenze hat also alle ihre Zwecke verfehlt: Sie hat nämlich weder zur Festigung von Taratons Identität, noch zum Schutz der territorialen und kulturellen Identität der Fodomer Bevölkerung beigetragen.

3. Die Grenze als politische, militärisch zu überwindende Wirklichkeit

Die Grenze spielt eine schlechthin zentrale Rolle auch in den wichtigsten Werken, die Tumler zum gefeierten nationalsozialistischen Autor machten und die nicht von ungefähr nach Ende des Krieges auf der »Liste der auszusondernenden Literatur« bei der »Verwaltung für Volksbildung in der sowjetischen Besatzungszone« standen,³³ d.h. in der Erzählung *Im Jahre 38* (1939), im Roman *Der Soldateneid* (1939) und schließlich in der propagandistischen Schrift *Österreich ist ein Land des Deutschen Reiches* (1941). Die Grenzen – und zwar nicht nur jene zwischen Italien und Österreich bzw. dem Reich nach dem An-

31 In der historischen Wirklichkeit hat ein Teil der Bevölkerung Buchenstems die Gegend kurz nach Italiens Kriegserklärung in Richtung Norden, d.h. zuerst nach Salzburg und später nach Böhmen, verlassen.

32 In der historischen Wirklichkeit haben sich die meisten Forts beim Ausbruch des Kriegs als bereits veraltet erwiesen.

33 Vgl. <http://www.polnubi.de/bibliothek/1946-uslu-4.html> (zuletzt eingesehen am 17. 2015).

schluss, sondern auch jene zwischen dem erweiterten Dritten Reich und Slowenien, Ungarn oder der Tschechoslowakei – stellen in diesen Werken politische Wirklichkeiten dar, die militärisch überwunden werden sollen.

Die fünf Erzählungen, die das Werk *Im Jahr 1938* ausmachen und alle bereits in der konservativen bis ›volkhaften‹ Zeitschrift »Das Innere Reich« erschienen waren,³⁴ spielen alle an einer Grenze: die erste an der Grenze zwischen der Steiermark und Slowenien, die zweite und die dritte an zwei Übergängen zwischen Oberösterreich und Südböhmen, die vierte an einer Grenze zwischen Bayern und Südböhmen und die letzte schließlich in Südtirol. Die Zeit des Geschehens ist die zwischen dem Anschluss Österreichs an Deutschland (12. März 1938) und dem Münchener Abkommen (30. September 1938). Beide Daten bezeichnen eine mehr oder weniger politische bzw. militärische Überschreitung der Grenze: Mit dem Anschluss wurde die Grenze zwischen Deutschland und Österreich aufgehoben, während durch das Münchner Abkommen die ›Heimführung‹ der Sudeten, d.h. die Abtretung der deutschsprachigen Gebiete der Tschechoslowakei, besiegelt wurde.

Die erste Erzählung, *Fahrt an die Grenze*³⁵ mutet wie eine Art von ›Grenztourismus‹ an. Zusammen mit dem nationalsozialistischen Autor Bruno Brehm fährt der Erzähler in der Zeit zwischen dem Anschluss und der Volksabstimmung (10. April 1938) an die südsteirische Grenze bei Eibiswald (4). Es wehen dort schon die deutschen Fahnen und an der Grenze steht bereits die noch provisorische Tafel »Deutsches Reich« (9). Die beiden Fahrenden sind um den Erhalt des Deutschtums bei den Grenzbewohnern besorgt, schauen aber beständig über die Grenze und heben die Präsenz der deutschsprachigen Bevölkerung auch jenseits der Grenze hervor, so z.B. wenn sie an die Kinder denken, die jetzt jenseits der Grenze leben und niemanden haben, »der sie in ihrer Muttersprache lehrte« (15f.). Der Erzähler und sein Begleiter müssen in den Tagen unmittelbar davor eine regelrechte Erkundung der östlichen und südlichen Grenzen Österreichs unternommen haben: Sie sind nämlich zuerst in St. Anna am Eigen in der Oststeiermark gewesen und haben von dort auf die Höfe jenseits der Grenze geblickt (12); danach sind sie nach Radkersburg gefahren, das 1918 durch eine

Grenze zwischen Österreich und Slowenien geteilt worden war; später haben sie von Fürstenfeld nach Ungarn hinübergeschaut, sind dann nach Hainburg gefahren und haben von dort nach Pressburg (Bratislava) geblickt, um schließlich weiter an der March entlang zu fahren und von dort nach der slowakischen Stadt Theben (jetzt Devínska Nová Ves) (13) hinüberzublicken. Der aus Böhmen stammende Brehm spricht dann auch über die Deutschen in Böhmen (16) und über das neue Bewusstsein aller Auslandsdeutschen nach dem Anschluss: »Und das wird jetzt überall geschehen, sagte er, wo Deutsche wohnen im Osten. Sie werden auf das große Reich blicken und wissen, wer sie sind, und werden zu sprechen anfangen und gehört werden!« (16). Nach der Ausweitung des Deutschen Reiches auf das gesamte österreichische Gebiet scheint also Tumlér bzw. der Erzähler das Bedürfnis zu haben, die neuen Grenzen des neuen Reiches zu besichtigen, aber nicht etwa um sich von derer Beständigkeit zu vergewissern, sondern gerade umgekehrt, um deren Vorläufigkeit hervorzuheben und die Hoffnung auf eine baldige Überwindung derselben wenigstens anzudeuten.

In den nächsten drei Erzählungen *Die Erkundung*, *Der Tote* und *Einzug in Wallern*, findet dann diese militärische Übertretung der österreichisch- bzw. deutsch-böhmischen Grenze durch die Sudetendeutschen Freikorps tatsächlich statt. In *Die Erkundung* (19-62), die am Übergang Weigetschlag – Studánky, zwischen Hoehenfurth (heute Vyšší Brod) und Bad Leonfelden am 29. September 1938 spielt (52), spielen drei Schriftsteller Krieg – neben dem Erzähler, der aus Südböhmen stammende Heimatdichter Heinrich Micko und noch einmal Bruno Brehm. Wie der Titel besagt, erkunden die drei mit eindeutig militärischem Gehabe die Lage jenseits der Grenze. Nur dem Erzähler scheint bewusst zu sein, »daß wir das Land betreten, das uns nicht gehörte, das uns gleichwohl gehörte nach dem Willen der Menschen, die in ihm wohnten, der aber für nichts galt, wenn er sich nicht mit Gewalt Recht verschaffte [...]«. (28) Ausdrücklich rechtfertigt also der Erzähler, in Übereinstimmung mit der damaligen nationalsozialistischen Propaganda, die Anwendung von Gewalt durch die vielen Berichte von Straßensperren und Schikanen in den deutschsprachigen Dörfern jenseits der Grenze durch die tschechoslowakische Miliz. Die drei Schriftsteller dringen also bis zum kleinen Dorf Kaltenbrunn (heute Studánský) kurz nach der Grenze vor (vgl. 43ff.) und sammeln Informationen über die dortige Lage, die sie dann dem deutschen Freikorps mitteilen (52). Obwohl am nächsten Tag (52), infolge des Münchener Abkommens, die Tschechoslowakei auf jeglichen Widerstand verzichtet, sieht es in der Erzählung so aus, als hätten die drei Autoren den Weg zu einer Vereinigung der Deutschen diesseits und jenseits der Grenze vorbereitet.

In der viel kürzeren Erzählung *Der Tote* (53-58) wird der Tod eines Freikorpsmanns am Übergang Guglwald/Prední Vyton zum Märtyrertod hochstilisiert, während in *Einzug in Wallern* (58-62) der siegreiche Einzug eines deut-

34 *Fahrt an die Grenze* und *Die Erkundung* sind jeweils in »Das Innere Reich«, Jg. 5, H. 2, 1938, S. 126-137 und Jg. 5, H. 9, 1938, S. 979-1006 erschienen; *Der Tote*, *Einzug in Wallern* und *Drüben* sind unter dem Titel *Drei Erzählungen* in »Das Innere Reich«, Jg. 5, H. 10, 1938, S. 1161-1178 veröffentlicht worden. Die Zeitschrift »Das Innere Reich«, in der Tumlér in den Jahren 1935-1944 sehr viele Gedichte, aber auch verschiedene Prosatexte, dokumentarisch-autobiographische Berichte und Briefe veröffentlicht hat – hier erschien im Jg. 2, H. 6, 1935, S. 660-706, auch die Erzählung *Das Tal von Lausa und Duron* –, war zwar kein politisches Diskussionsforum und betrieb auch keine nationalsozialistische Propaganda, stand jedoch vor allem in den Jahren 1934-1940 den weltanschaulichen, ideologischen und auch politischen Positionen des Nationalsozialismus sehr nahe. Vgl. zu dieser Zeitschrift: Marion Mallmann: »Das Innere Reich: Analyse einer konservativen Zeitschrift im Dritten Reich. Bonn 1978.

35 Franz Tumlér: *Im Jahre 38*. München 1939, S. 4-18. Alle weiteren Seitenangaben erfolgen unmittelbar im Text in Klammern.

schen Panzers im böhmischen Dorf Wallern, heute Volary, in den höchsten Tönen gefeiert wird.

Die letzte Erzählung der Sammlung, *Drüben* (63-76), spielt in Südtirol und bildet die Fortsetzung der *Geschichte aus Südtirol*, die Tumler 1936 in »Das Innere Reich« veröffentlicht hatte.³⁶ In dieser letzten Erzählung geht es um den Besuch, den Ernst – der alle biographischen Züge Tumlers selbst trägt – seiner »Heimat« (130) und seinen Verwandten im Südtiroler Vinschgau im Jahr 1933 – »fünfzehn Jahre nach dem Krieg« (135) – abstattet. Ernst wird nicht müde, die Not der Südtiroler unter dem Faschismus anzuklagen und findet auch die kompromissbereite und nachgiebige Haltung des Veters Hans, der zu wenig am Deutschtum festhält, zu oft in seinem Amt »welsch« redet und sogar »Commandante der Avanguardisten im Dorf« geworden ist (148ff.), sehr bedenklich. Überraschenderweise bewirbt sich dann aber Ernst für eine Einstellung in dem von den Italienern betriebenen Marmorbruch in Laas (vgl. 363ff.) und erst nachdem dieser Versuch fehlgeschlagen ist, entscheidet er sich, Südtirol zu verlassen und in diesem Lande nicht mehr die eigene verlorene Heimat zu suchen. Es gibt für ihn alsdann nur zwei Möglichkeiten für Südtirol: »einen Krieg um das Land zu führen und die zweite, es verloren zu geben. Der Krieg wird nicht geführt werden« (370). Aus dieser Erkenntnis ergibt sich für ihn nur eine Lösung:

Mir bleibt eines: ich bin ohne Land, nicht mehr im Zwang des Blutes. Wenn Deutschland lebt, lebe ich, wenn ich mich von ihm entferne im Geist, bin ich tot. Ich komme von keinem Stamm und keinem Haus zum Volk. Die Heimat ist überall, wo Deutschland ist, meine Erde ist, wo sie des Reiches Erde ist, und so wie ich jetzt im Herzen des Reiches bin, wenn ich es bekenne, so mag es Tausenden gehen, die aus den fremden geraubten Gebieten zu Deutschland stoßen. (370)

In Übereinstimmung mit Hitlers Auslandspolitik verzichtet also Ernst bzw. Tumler auf eine »Heimführung« Südtirols, indem er hofft, in der abstrakten Idee des Deutschen Reichs seine Heimat zu finden.

In der Erzählung *Drüben* (63-76) aus der Sammlung *Im Jahre 38*, kehrt Ernst fünf Jahre später, d.h. im Jahr 1938, zu den Verwandten nach Südtirol zurück und erlebt dort, wie sich sowohl die Lage als auch die Einsichten des Veters grundtief verändert haben. Der Vetter Hans ist jetzt zum entschiedenen Verteidiger der Deutschheit geworden, meint aber, dass für die Deutschen außerhalb des Reichs die Erhaltung der Sprache, der Traditionen usw. nicht genug sei, weil sie »einen stärkeren Antrieb und einen innigeren Zusammenhalt« brauchen, den ihnen nur »die neue Weltanschauung«, d.h. die nationalsozialistische Ideo-

³⁶ »Das Innere Reich«, Jg. 3, H. 2, 1936, S. 129-156 und H. 3, 1936, S. 342-371. Die folgenden im Haupttext angegebenen Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe. Vgl. zu dieser Erzählung: Burger: *Heimatsuche*, (Anm. 21), S. 53-62.

logie, geben kann (67): »Darum sind wir zu eurer Bewegung gestoßen, schloß der Vetter« (68). Nach der langen Rede des Veters muss also Ernst erkennen:

Ich bin in euer Land gefahren vom Reich her als in etwas Verschiedenes. Nun bin ich bei euch und muß sehen, daß ich aus dem Reich gar nicht hinausgekommen bin. Ja, das Reich ist hier, wo du sprichst, und wenn ihr Deutsche heraußen alle so spricht, dann haben im Geiste die Grenzen, die euch abtrennen, aufgehört zu gelten, sie sind nicht mehr wahr, ob auch die Steine und Pfähle stehen. (68f.)

Nachdem Ernst nach dem ersten Besuch sogar auf die Idee der Heimat verzichtet hatte, ermöglicht ihm nun das neue Bewusstsein einer ideologischen Übereinstimmung mit dem Vetter, zusammen mit seinen Verwandten aufs Feld zu gehen und mit ihnen zu arbeiten, um sich dort wieder zu Hause, in der Heimat zu fühlen, weil auch dort Deutschland war (76). Die Grenzen haben allerdings nur »im Geiste [...] aufgehört zu gelten«: Denn in der Wirklichkeit bestehen sie noch und im deutlichen Unterschied zu den früheren Erzählungen von *Im Jahrgange 38* denkt hier Tumler nirgends an eine Überschreitung derselben und an eine »Heimführung«.

Zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung der Erzählung im Jahr 1938 konnte Tumler natürlich vom Option-Abkommen, das zwischen Hitler und Mussolini am 21. Oktober 1939 unterschrieben wurde, noch nichts wissen. Zur Zeit der Publikation des Bandes *Im Jahre 38* hätte er hingegen durch die Verwandten schon darüber informiert sein können, da die Pläne zur Umsiedlung, nach der ersten Verhandlung über die Südtiroler Frage in Berlin am 23. Juni 1939,³⁷ bereits am 29. Juli desselben Jahres bekannt wurden und wenigstens anfänglich eine entschiedene Zurückweisung auch vonseiten des nationalsozialistisch orientierten Völkischen Kampftrübs Südtirol (VKS) erfahren hatten.³⁸ Kurz darauf schwenkte allerdings der VKS nach einem Treffen mit Heinrich Himmler um und wurde zum entschiedenen Befürworter der Option.

Nicht anders äußert sich auch Tumler in zwei Schriften aus dem Jahr 1940. In *Gruß an Hanns Johst zu seinem fünfzigsten Geburtstag* preist er »dieses rätselhafte Heimkehren der Deutschen, dieses willige Verlassen einer alten Heimat« durch die Südtiroler, einen »Vorgang [...], der durch nichts geschieht als durch Glauben.«³⁹ Im ersten Kapitel der propagandistischen Schrift *Österreich ist ein Land des Deutschen Reichs* (1940), das den Titel »Volkheit als Glaube« trägt, redet er ausdrücklich von einem »Dorf im oberen Etschtal«, das auch sein »Heimort« ist und in dem, nach den Angaben seines Veters, »bis zum 31. Dezem-

³⁷ Vgl. die Niederschrift dieser Besprechung: <http://www.uibk.ac.at/zeitgeschichte/zis/library/19390623.html> (eingesehen am 9.7.2015).

³⁸ Vgl. zur Option: Geschichtsverein Bozen (Hrsg.): *Option, Heimat, Opzioni: eine Geschichte Südtirols - vom Gehen und vom Bleiben*. Wien 1989; Günther Pallaver/Leopold Steiner (Hrsg.): *Deutsche! Hitler verkauft euch! Das Erbe von Option und Weltkrieg in Südtirol*. Bozen 2011.

³⁹ Franz Tumler: *Gruß an Hanns Johst zu seinem fünfzigsten Geburtstag*. In: »Das Innere Reich«, Jg. 7, H. 4, 1940, S. 180.

ber 1939 von je tausend Menschen, die abgestimmt haben, neunhundertfünf- undneunzig freien Willens kundgetan haben, daß sie Bürger Deutschlands sein wollen.«⁴⁰ Tumler befürwortet und lobt also die Entscheidung dieser Menschen, die »an Grenzen [...] geboren und groß geworden sind« und »niemals viel anders auf Deutschland haben blicken dürfen als eben von Grenzen her«, welche sich trotzdem bereit erklärt haben, um ihre »Deutschheit« und »Volkheit« zu bewahren, »die Heimat zu lassen«.⁴¹

Schon der offensichtliche Widerspruch einer Heimkehr, die durch das Verlassen der Heimat geschehen soll, zeigt die innere Widersprüchlichkeit von Tumlers Position in der Südtirolfrage, welche ihrerseits nur der unmittelbare Ausdruck der nationalsozialistischen Einstellung war, die einerseits von der Untrennbarkeit von »Blut und Boden« ausging, auf der anderen Seite aber aus politischem Kalkül bereit war, »Blut und Boden« voneinander zu trennen, d.h. auf den Boden zu verzichten und das Blut der jungen Auslandsdeutschen auf den Kriegsfeldern zu vergießen.

Auch der Roman *Der Soldateneid* (1939), der in einer gekürzten Fassung bereits 1938 in der Wiener Zeitschrift »Die Pause« erschienen war,⁴² spielt an einer Grenze in der Zeit unmittelbar vor und nach dem Anschluss. Es geht im Roman um die Frage, ob ein österreichischer Offizier, der von der Notwendigkeit des Anschlusses Österreichs an Deutschland überzeugt war, den Eid brechen durfte, den er seinem Staat geschworen hatte, um sich dann im Gegensatz zu den Bestimmungen der »Regierung von Wien« zu weigern, gegen das Deutsche Reich zu kämpfen.⁴³ Nach mehreren Überlegungen und Diskussionen mit Kameraden und Vorgesetzten, entscheidet sich die Hauptfigur Roman Gürtler dafür, den Eid zu brechen. Die Begründung dafür wird bereits am Anfang geliefert, wenn jemand ausruft: »Volksrecht bricht Staatsrecht« (8). Es ist insofern kein Zufall, wenn Roman sich von Wien an die slowakische Grenze begibt, zuerst nach Bad-Deutsch-Altenburg und dann nach Hainburg an der Donau, um erst später über die Donau nach Schloßhof zu gehen. Auf dieser Wanderung sucht er nämlich in der Landschaft, im Museum von Carnutum bei Bad-Deutsch-Altenburg aber auch in der Geschichte – er bezieht sich später auf Prinz Carl Eugen (139ff.) und auf den Kampf zwischen dem Kaiser Rudolf von Habsburg und dem böhmischen König Ottokar auf dem Felde vor Kroißenbrunn⁴⁴ (161) – die

40 Franz Tumler: *Österreich ist ein Land des Deutschen Reichs*. Berlin 1940, S. 8.

41 Ebd., S. 7f.

42 Vgl. »Die Pause«, Jg. 3, H. 5, Wien 1938, S. 40-47; H. 6, S. 29-35 und 57-59, H. 7, S. 73-75.

43 Vgl. Franz Tumler: *Soldateneid*. München 1939, S. 7f. Die sich auf diese Ausgabe beziehenden Seitenangaben erfolgen direkt im Haupttext. Vgl. zu diesem Roman; Burger: *Heimatsuche*, (Anm. 24), S. 96-101.

44 Bei dieser Schlacht, die im Jahr 1260 stattfand, besiegte der böhmische König Ottokar II. Přemysl die Ungarn unter König Béla IV. Roman verwechselt also offensichtlich diese Schlacht mit der sogenannten Schlacht auf dem Marchfeld vom 26. August 1278, in der Rudolf I. von Habsburg, der am 1. Oktober 1273 zum römisch-deutschen König gewählt worden war, Otto-

Spuren bzw. die Überreste des Deutschtums, die seinen Glauben an die zutiefst deutsche Natur nicht nur jener Gegend, sondern weiter darüber hinaus auch der Gegend der kleinen Karpaten und der Stadt Pressburg (Bratislava) gleich hinter der Grenze (vgl. 73) bestätigen sollen.

Am Anfang von Romans Interesse für die Grenzgebiete steht ja der Gedanke an seine Heimat hinter der Grenze, d.h. an Südtirol, in der »seine Vettern [...] mit der fremden Sprache von der Schule heimgekommen« waren, der ihm verständlich gemacht hatte, »was dem Deutschen seit zwanzig Jahren, wie niemals einem andern Volke, die Grenzen seines Reiches sind: daß er überall, wo er an sie kommt, jenseits Leute seines Stammes und seiner Sprache findet« (33).

Es sind also hauptsächlich diese Überlegungen viel mehr als die abstrakten Diskussionen über die Pflichten eines Militärs, die ihn zur Entscheidung bewegen, den geleisteten Eid zu brechen und an der Spitze einer Gruppe von Soldaten nach Aspern zu ziehen, um dort den Flughafen zu besetzen und auf die Ankunft des deutschen Heeres zu warten (135). Nach dem Anschluss, dem Einzug der deutschen Soldaten in Österreich und der Rede Hitlers in Wien (167f.), schwört auch Roman auf Schloßhof zusammen mit den anderen Kameraden in aller Heiligkeit den neuen Eid auf Adolf Hitler (179f.). Zum Schluss läßt Roman seine Mannschaft die Grenze zur Slowakei an der March bewachen, während deutschsprachige Frauen und Kinder von der anderen Seite des Flusses herüberwinken, als ob sie auf eine »Befreiung«, auf eine »Heimholung« hoffen würden (182).

Ganz ähnlich wie in *Österreich ist ein Land des deutschen Reiches* soll also auch in dieser Erzählung der Anschluss bzw. die Überwindung der Grenze zwischen Österreich und Deutschland nur den ersten Schritt zu einer Überwindung der Grenzen in Richtung Osten darstellen:

Wenn das letzte Ziel unseres Heimkommens nur das Heimkommen Österreichs gewesen wäre, wir hätten uns dafür geschämt. Wir haben sehr wohl gewusst, daß allein wir dem Reich das Tor zum Osten aufmachen, und daß allein wir die abwürgende Kette unfriedlicher Grenzen und auf Drohung gegründeter Staaten von der Ostsee bis zu den Alpen sprengen können.⁴⁵

Bezeichnenderweise sollen nach Tumler die Grenzen »von der Ostsee bis zu den Alpen« gesprengt werden: Er redet von Böhmen und Mähren, von den Sudetendeutschen, von Prag und von Polen,⁴⁶ erwähnt aber mit keinem Wort die

kar II besiegte. Die Schlacht war von europäischer Bedeutung, denn sie schuf die Grundlage für das spätere Donaureich, in dem die österreichischen Länder das machtpolitische Zentrum bilden sollten

45 Franz Tumler: *Österreich ist ein Land des Deutschen Reiches*. Berlin 1940, S. 241.

46 Vgl. ebd.

südliche Alpengrenze nach Südtirol, weil er schon auf den ersten Seiten dieser Schrift das willige Verlassen ihrer Heimat durch die Südtiroler gepriesen hatte.⁴⁷

4. Die Grenze als Ort der (Selbst-)Erkenntnis

Auch die meisten von Tumlers Romanen aus der Nachkriegszeit spielen an einer Grenze bzw. die Grenze spielt in ihnen eine schlechthin zentrale Rolle. In allen diesen Werken geht es allerdings weder um die Verteidigung bzw. Befestigung einer Grenze, noch um eine militärische Überschreitung derselben. Die Grenze wird in ihnen vielmehr zum Ort einer wichtigen Erkenntnis, die vor allem Selbsterkenntnis bedeutet.

Im Roman *Ein Schloß in Österreich* (1953), der als eine symbolische bzw. allegorische Darstellung vom Schicksal Österreichs zwischen dem Anschluss und der ersten Nachkriegszeit gelesen werden kann,⁴⁸ dient das Thema der Grenze dazu, eine schicksalhafte, den Einzelnen von seiner historischen Verantwortung freisprechende Auffassung der Geschichte zu begründen, die Tumler noch in der Schrift *Jahrgang 1912* (1967) anwenden wird, um die eigene nationalsozialistische Vergangenheit wenigstens teilweise zu rechtfertigen.⁴⁹ Der Onkel Paul, eine der wichtigsten Nebenfiguren im Roman, der nicht von ungefähr zuerst Geologie studierte und sich später auf die »Geschichte der Volksgrenzen im Osten« spezialisiert hat,⁵⁰ entdeckt, dass neben dem Schloss, entlang des Schellenbachs, eine »alte Bruchlinie«, d.h. ein »slawischer Korridor« verlief, der für den Salzhandel zwischen der Adria und dem Baltikum benutzt wurde (248; 258). Noch lange vor Ende des Krieges sagt Onkel Paul die Ankunft der Russen gerade durch diesen Korridor voraus (259) und wenn es dann mit dem Krieg wirklich dem Ende zugeht, weitet er seine Prophezeiung zu einer allgemeinen Überlegung über die Geschichte aus, die »kassiert«, d.h. bedeutungslos gemacht wird, wenn es sich wirklich zeigen sollte, dass sie diesen alten Grenzen gehorcht (471). In Mai 1945 war dann die Prophezeiung tatsächlich in Erfüllung gegangen, als die Russen »genau bis an den Schellenbach gekommen« waren (502). Nur die Tatsache, dass die Russen die Grenze bald darauf weiter an die Donau verlegt hatten, unterbricht sozusagen die deterministische Notwendigkeit der

47 Vgl. ebd., S. 7f.

48 Vgl. für eine allegorische und »politische« Interpretation des Romans Alessandro Costazza: *Caso, destino e necessità. Il problema dell'ammissione e della seconda guerra mondiale in »Un castello in Austria«*. In: Ders.: *Franz Tümler. Una letteratura di confine*. (Anm. 1), S. 75-126.

49 Vgl. ebd., S. 120-121.

50 Franz Tümler: *Ein Schloß in Österreich*. München/Zürich 1986, S. 247f. Die Seitenangaben in Klammern im Haupttext beziehen sich auf diese Ausgabe.

Geschichte und gewährt dem Einzelnen wenigstens eine kleine Hoffnung auf die Freiheit des individuellen Handelns und auf Verantwortung.

Der Roman *Der Schritt hinüber* (1956) schließt sozusagen an den vorhergehenden Roman an und spielt in Österreich, gleich nach dem Ende des zweiten Weltkrieges, an der Grenze zwischen der sowjetischen und der amerikanischen Besatzungszone. Am Ende dieses Werks begibt sich nun Susanna, die Protagonistin, über die Grenze in den amerikanischen Sektor, um dort ihren Mann zu erreichen.⁵¹ Dieser »Schritt hinüber« ist aber auch die Folge ihrer Erkenntnis, dass es keinen Zugang zur Wahrheit der Ereignisse gibt, weil das Geschehene nur in der Erzählung, in einer »Geschichte« also, erkennbar wird, welche aber nicht die Wahrheit selbst, sondern eine subjektive Wahrheit, eine Konstruktion darstellt. Mit dieser Erkenntnis geht also Susanna über die Grenze, »in ihre andere Welt« – wie der Titel des neunten und letzten Kapitels heißt –, in eine Welt des Traumes und der Phantasie, weil nur jenseits jeder ordnungs- und zusammenhangstiftenden Rationalität die Geschichten und die Erzählungen ihre Legitimität haben.⁵²

Im Roman *Der Mantel* (1959) wird von einem Erzähler mit eingeschränkter Perspektive die Geschichte rekonstruiert, die ihm von Huemer – einer typischen Tümler-Figur, die durch Entwurzelung, Fremdheit und Nichtteilnahme am Leben charakterisiert ist – in einer Gesellschaft von alten Freunden und Bekannten wiederholt und bruchstückhaft erzählt worden ist: Es ist die Geschichte eines Mantels, den der Protagonist am Ende einer Reise zuerst verloren, dann wiedergefunden und schließlich verschenkt hatte. Erst nach und nach kommt der Erzähler darauf, dass diese Geschichte nicht stimmte⁵³ und sie vielmehr Huemer nur dazu diente, von der Erkenntnis abzulenken, die er am Ende einer Reise ins Ausland gemacht hatte (vgl. 234f.). Der Protagonist war nämlich zuerst in die Schweiz gefahren, um dort eine alte Freundin zu besuchen, die nach langen Jahren aus China zurückgekehrt war (41ff.), begegnete später im Zug zufällig seiner Frau, die aus Mailand zurückkam (68), und hatte schließlich eine alte Geliebte besucht (83ff.). Alle drei diese Begegnungen hatten ihm aber sein Scheitern, seine absolute Liebes- und Lebensunfähigkeit deutlich vor Augen geführt und in ihm große Schuldgefühle erweckt. Gerade um diesen Schuldgefühlen und der niederschmetternden Erkenntnis auszuweichen, dass der Mensch sich nicht ändern kann und dass man nie zum anderen hinübergehen und sich zu Hause fühlen kann, erzählte er die Geschichte vom Mantel (234f.). Auch hier

51 Vgl. zu diesem Roman Barbara Hoib: *Die grünen Zeiger der Uhr. Tumlers Arbeit am Roman »Der Schritt hinüber«*. In: Johann Holzner/Barbara Hoib (Hrsg.): *Franz Tümler. Beobachter Parteigänger - Erzähler*. Innsbruck 2010, S. 31-48.

52 Vgl. Alessandro Costazza: *Über Wahrheit und Lüge im poetologischen Sinne. Möglichkeiten und Grenzen des Erzählens im Werk Franz Tumlers*. In: *Franz Tümler. Aber geschrieben gilt es. Ein Lesebuch*, hrsg. v. E. Delle Cave, G. Engel, E. Locher. Bozen 1992, S. 215-265, hier: S. 218-221.

53 Franz Tümler: *Der Mantel*. München/Zürich 1986, S. 228. Weitere Seitenangaben erfolgen im mittelbar im Text.

– wie im vorhergehenden Roman – hat diese zwar gleich verdrängte Erkenntnis nur jenseits einer Grenze stattgefunden, so als würde erst dieser Schritt über die Grenze die festgefügteten Erklärungsmuster lockern und einen Blick hinter die Kulisse in die tiefere Wahrheit der Existenz ermöglichen.

Ein ähnliches Grundmuster findet sich auch im nächsten Werk, d.h. in *Nachprüfung eines Abschieds* (1964) wieder.⁵⁴ Hier erzählt ein in erster Person sprechender Erzähler, der im Keller einer Ruine wohnt (7), unentwegt Geschichten und Anekdoten, die ihm dazu dienen, sich bei einer Frau, die ihn täglich besucht und ihm zuhört, ins gute Licht zu setzen. Dabei erzählt er unter anderem, wie er früher einer zufällig am Bahnhof getroffenen und ihm unangenehmen Frau doch behilflich gewesen war (27ff.). Durch diese Geschichte will er aber von einem für ihn viel wichtigeren und traumatischen Ereignis ablenken (55ff.). »In einem Winter bald nach Kriegsende« war er nämlich mit einer Frau in die Berge, nach Nauders, in der Nähe des Reschenpasses an der Grenze zu Italien, gefahren, weil er dort auf den Vetter warten wollte, der ihm aus Italien die Geburtsurkunde und wichtige Dokumente bringen sollte (60). An der Grenze sucht der Protagonist also seine Identität und so etwas wie »Daheimsein« (64), zu dem er aber der ihn begleitenden Frau keinen Zugang gewähren will (65). Genau diese Erkenntnis macht ihm auch klar, »dass ich die Frau nicht liebte« (65). Anstatt es ihr zu sagen, hatte er aber die Verantwortung für die Trennung ihr zugeschrieben (78) und sie auch später, als er sie einige Tage danach im Zug wieder traf, mit Anekdoten und einer »Blähung von Worten« überhäuft (88). Erst im Nachhinein, durch die »Nachprüfung des Abschieds« in einer Erzählung an die Frau, die zu ihm in die Ruine kommt und ihm zuhört, erkennt der Erzähler seine Lügen und seine Verantwortung (58; 96): Die Präsenz eines zuhörenden Du verleiht also dem Akt der Erzählung eine neue Funktion als Mittel der Wahrheitssuche und der Revision der Vergangenheit.

Genau diese Funktion hat das Erzählen bzw. das Aufschreiben auch im stark autobiographischen Roman *Aufschreibung aus Trient* (1965).⁵⁵ Der Protagonist

54 Franz Tümler: *Nachprüfung eines Abschieds*. Innsbruck/Wien 2012. Die im Haupttext enthaltenen Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe. Vgl. zum autobiographischen Hintergrund dieser Geschichte das *Nachwort* von Johann Holzner, ebd., S. 99-117, hier: S. 104-105. Vgl. auch Gertrud Fusenogger: *Über Franz Tümler. Aus einer Lesung in Laas, 21. Mai 2005*. In: Holzner, Hoiß (Hrsg.): *Franz Tümler. Beobachter - Parteigänger - Erzähler*, (Anm. 51), S. 27-30, hier: 29f.; Barbara Hoiß: *Vor-Satz und Nach-Schrift. Franz Tümlers Suche nach den Sätzen und der Wirklichkeit*. In: Dies. (Hrsg.): *Donau. Verzweigt. Schreiben unter und nach dem Nationalsozialismus. Franz Tümler und Arnolt Bronnen*. Linz 2008, S. 49-99, hier: S. 63-66.

55 Vgl. Costazza: *Über Wahrheit und Lüge*, (Anm. 52), S. 233-245; ders.: *Die Suche nach dem Dialog: »Aufschreibung aus Trient« als hermeneutischer Roman*. In: Holzner, Hoiß (Hrsg.): *Franz Tümler. Beobachter, Parteigänger, Erzähler*, (Anm. 51), S. 133-143; Siglinde Klettenhammer: *»Die Bilder unserer Erinnerung führen in uns ein merkwürdig unabhängiges Leben.« Franz Tümlers Poetik und Rhetorik der Erinnerung und der Roman »Aufschreibung aus Trient«*, ebd., S. 57-95. Vgl. auch Costazza: *Il dialogo e il superamento delle illusioni. La risposta al problema sudtirololese nel romanzo »Incidente a Trento«*. In: Costazza: *Franz Tümler. Una letteratura di confine*, (Anm. 1), S. 127-168.

erzählt hier, wie er 1963 mit einer viel jüngeren Frau nach Süden durchfahren wollte, ohne bei den im Vinschgau wohnenden Verwandten seines Vaters haltzumachen. Die ganze Geschichte hat also »oben an der Grenze« angefangen, als er zu der Frau sagte: »So weit wir kommen!«⁵⁶ Die Fahrt wurde jedoch bei einer anderen Grenze, die keine politische, sondern eine Sprachgrenze ist (20), nämlich bei der Grenze zwischen Südtirol und dem Trentino, durch einen Autounfall aufgehalten, der ihn sozusagen dazu zwingt, sich mit seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen, der er zu entkommen suchte. Indem er auf die Reparatur des Autos wartet, verbringt er nämlich ein paar Tage in einer kleinen Pension in Trento, direkt gegenüber dem Castel del Buon Consiglio, wo Cesare Battisti 1916 als Hochverräter erhängt worden war. Bei seinen täglichen Besuchen im Schloss arbeitet der Protagonist seine persönliche Geschichte auf, insbesondere das Verhältnis zwischen seinen Eltern, aber auch die Geschichte Südtirols. Alle diese Geschichten haben aber mehr oder weniger unmittelbar mit Grenzen zu tun.

Der aus dem Vinschgau stammende Vater des Protagonisten war nämlich Lehrer gewesen und hatte auch in Rovereto unterrichtet. Sein Hauptinteresse galt aber der Sprachforschung, den verschiedenen Varianten des Ladinischen aber auch dem Einfluss der lateinischen Sprache auf die Terminologie des Weinbaus in Südtirol. In diesen Interessen stimmte er mit Cesare Battisti überein, den er mehrmals getroffen und mit dem er Bücher ausgetauscht hatte, weil ihm »Sprache, Herkunft, Zusammensetzung aus der Geschichte [...] wichtig [waren], nicht die politischen Grenzen« (57).

Die Figur von Cesare Battisti spielt im Roman eine zentrale Rolle: Aus der Zelle im Castel del Buon Consiglio, wo er die letzten Stunden vor seiner Hinrichtung verbracht hatte, beobachtet und kommentiert sein Geist die Auseinandersetzung des Protagonisten mit der ihn begleitenden Frau und mit seiner eigenen Geschichte. Darüber hinaus erzählt Battisti aus seinem eigenen Leben sowie aus dem Leben des Vaters des Protagonisten, den dieser nicht gekannt hatte, weil er zu früh gestorben war. Obwohl Tümler im Roman eher die menschliche Seite und die anthropologischen und linguistischen Interessen von Battisti und weniger seine politischen Einstellungen in den Vordergrund stellt, so behauptet er immerhin, dass der Irredentist Battisti nie für die Grenze am Brenner eingetreten war, sondern nur für den Anschluss des Trentino an Italien und für den Verlauf der Grenze entlang der Sprachgrenze an der Salurner Klause (38; 180).⁵⁷

Diese Darstellung und Rehabilitation des »Hochverrätters« von Seiten eines Österreichers bedeutet einen wesentlichen Schritt in Richtung einer Aussöhnung zwischen den entgegengesetzten Nationalismen. Man darf nämlich nicht vergessen, dass »die Hinrichtung von Cesare Battisti und ihre gehässige Insze-

56 Franz Tümler: *Aufschreibung aus Trient*. Frankfurt a. Main 1982, S. 14. Alle weiteren Seitenangaben im Haupttext beziehen sich auf diese Ausgabe.

57 Vgl. auch Tümler: *Das Land Südtirol*, (Anm. 20), S. 385.

nierung im Sommer 1916 nicht nur den makabren Triumph des extremen Nationalismus bezeichnete, sondern überdies auch eine symbolische Exekution der Landeseinheit⁵⁸ bedeutet hat. Gerade die Figur von Battisti wurde nämlich wenig später vom Faschismus in Anspruch genommen, um auf unstatthafte und verfälschende Weise den Anschluss Südtirols durch Italien zu begründen.

Ausgehend von dieser Reinterpretation Battistis, versucht Tumler im Roman die Konflikte zu entschärfen und eine Ähnlichkeit und Verwandtschaft der anthropologischen Merkmale und auch der Sprachen zwischen den Trentinern und den Südtirolern, dies- und jenseits der Sprachgrenze, hervorzuheben (39; 149). Der Protagonist des Romans setzt sich darüber hinaus mit seinen zwei Vettern aus dem Vinschgau auseinander, die ganz entgegengesetzte Wege eingeschlagen hatten. Während der eine Vetter nämlich Bürgermeister des Dorfes geworden war und mit dem italienischen Staat daher einen Kompromiss eingegangen war, saß der andere Vetter zu der Zeit im Gefängnis in Mailand, weil er zu den ersten Südtiroler Attentätern der Sechziger Jahre gehörte, die durch Gewalt für die Loslösung Südtirols von Italien und also für eine Veränderung der Grenze gekämpft hatten. Auch hier versucht Tumler versöhnend und vermittelnd zu wirken, indem er sowohl die Argumente des einen als auch – wenigstens bedingt – jene des anderen gelten lässt und ständig für das gegenseitige Verständnis und für den Dialog der Kulturen über die Grenzen hinweg eintritt.

Das Thema der Grenze spielt im Roman auch in seiner übertragenen, symbolischen Bedeutung eine zentrale Rolle. Sowohl der Protagonist als auch die Figur Battistis sind nämlich wie eingegrenzt bzw. eingesperrt, der erste in seinen Einbildungen über die Geschichte seines Vaters und seiner Mutter sowie in seinem Bedürfnis nach Heimat, der zweite in seiner Zelle und in der unmodifizierbaren Vergangenheit. Am Ende des Romans steht deshalb die Befreiung des Erzählers, die auch Battisti wenigstens symbolisch aus seiner Gefangenschaft rettet (215f.; 220f.; 224f.; 245f.). Diese Befreiung geschieht durch den Dialog, der eben ein Austausch sein soll und keine endgültigen, festgelegten Positionen zulässt. Nicht von ungefähr sind beide, sowohl Battisti als auch der Ich-Erzähler, gegen jede dogmatische Wahrheit – wie etwa im Fall des Tridentinischen Konzils (25; 232f.) –, gegen die »Schulbuchgeschichte« (170ff.) sowie gegen die »festen Sätze«, die allzu schematischen Erklärungen und Entgegenstellungen. Gerade aus diesem Grund, weil er gegen jede »Skelettierung der Sache« (155) war, hatte sich der Protagonist anfänglich für unfähig erklärt, über die jüngere Geschichte Südtirols zu schreiben (138; 154f.). Um diese Aufgabe dann doch zu erfüllen, muss er von »etwas Unbegrenzte[m]« ausgehen: »nicht dieses Thema; und möglicherweise war ein solcher Punkt vor der Absonderung eines Themas überhaupt der Punkt, wo man schreiben konnte« (161). Der Roman selbst erbringt sozusagen durch das Bewegliche der Aufschreibung, durch seine Multi-

perspektivität und vor allem durch seine zutiefst dialogische Natur den Beweis der Möglichkeit und der Vitalität dieser Überwindung der Grenzen.

Wenn auch nicht so zentral wie in *Aufschreibung aus Trient*, so spielt die Grenze auch in *Pia Faller*, dem letzten Roman Tumlers aus dem Jahr 1973, eine Rolle. Auch hier geht der Ich-Erzähler über die Grenze, um in die Stadt seiner Kindheit zurückzukehren und ein vergessenes und verdrängtes Ereignis aus der Zeit unmittelbar nach dem »Umsturz«,⁵⁹ d.h. nach dem Zusammenbruch des österreichischen Reichs und der Revolution von 1918, wieder auszugraben. Damals musste nämlich eine Nachbarin, Frau Faller mit Familie, aus politischen und vielleicht auch aus rassischen (143) Gründen aus ihrer Wohnung ausziehen und niemand hatte sich darum gekümmert, niemand hatte sie unterstützt. Wie in einer symbolischen Darstellung eines Eintauchens in das Unbewusste, muss der Erzähler später auch mehrere Sperren passieren, um zum Haus seiner Kindheit zu gelangen, das sich in einem von der Donau überfluteten Stadtviertel befindet (146-161).

Der Schritt über die Grenze oder an die Grenze bedeutet also weder einen Verlust der eigenen Identität, noch dient er dazu, ein Zuhause zu finden. Er ist vielmehr die Voraussetzung für die Erkenntnis seiner selbst und stellt für Tumler insbesondere die Voraussetzung für das Schreiben dar, das er im Interview mit mir als das Hinausschieben oder das Überschreiten einer Grenze, als ein Hinausgehen über die Grenze des Unsagbaren und des Unausprechlichen beschrieben hat.⁶⁰

5. Natürliche und historische Grenzen in Südtirol

Das Sachbuch *Das Land Südtirol. Menschen, Landschaft, Geschichte* (1971) strotzt geradezu von »Grenzen«: Südtirol ist nicht nur ein Land an der Grenze, d.h. an der Grenze zwischen Italien und Österreich sowie an jener zwischen Italien und der Schweiz, sondern es ist auch ein Land mit einer internen Sprachgrenze, die durch Salurn verläuft und zusätzlich ein Land der vielen, historischen, klimatischen oder geologischen inneren Grenzen. Nicht von ungefähr schließt der Band mit dem Bild des an einer klimatischen Grenze stehenden Hauses vom Vater des Autors, das dieser als Sinnbild fürs ganze Land nimmt.⁶¹

59 Franz Tumler: *Pia Faller*. München/Zürich 1983, S. 125; 135. Weitere Seitenangaben erfolgen unmittelbar im Text. Vgl. zu diesem Roman: A. Costazza: *Über Wahrheit und Lüge*, (Anm. 52), S. 246-257.

60 *Intervista a Franz Tumler*, (Anm. 1), S. 38.

61 Tumler: *Das Land Südtirol*, (Anm. 20), S. 421. Weitere Seitenangaben erfolgen direkt im Haupttext.

Diese Grenzen sind andererseits nicht fest und unantastbar, sondern stets in Bewegung und letztendlich das Ergebnis der jeweils gewählten Perspektive (26ff.). So gehört etwa Südtirol, je nach Perspektive, sowohl den Ostalpen als auch den Zentralalpen und den südlichen Kalkalpen an (17). Vor allem das »Nebeneinander« (11) bzw. das »Mehrerelei der Namen« (33) zeigt aber die Unbestimmtheit bzw. die Wandelbarkeit der Grenzen. Schon der Name »Südtirol« hat seine heutige Bedeutung erst nach 1918 erhalten, da er früher synonym mit »Welschtirol« war und eigentlich nur das Trentino bezeichnete (11f.). Auch andere Namen stimmen darüber hinaus mit der Grenze nicht überein: So z.B. der »Passo Rombo«, der nicht genau mit dem Timmelsjoch übereinstimmt, weil die Grenzziehung durch die Österreicher und die Italiener unterschiedlich verläuft (16f.). Auch bei anderen Einteilungen des Landes entspricht die Bezeichnung nicht immer den geologischen oder landschaftlichen Unterschieden. Das gilt etwa für die Bezeichnung *Burggrafenamt*, von der Tumler schreibt: »dieser Name ist aus einer späteren politischen Einteilung gezogen, er sitzt nicht so tief wie die auf Naturlandschaft gegründeten Namen.« (33) *Wipptal* heißt darüber hinaus sowohl das Tal, das von Innsbruck zum Brenner führt als auch das Tal vom Brenner bis Sterzing, so dass man daraus folgern kann, »daß der Brenner nicht als Scheide empfunden wurde, sondern als ein Glied der Verbindung« (34). Aus diesem Grund bezeichnet Tumler »Tirol als ein[en] Paßstaat« (34) und sieht die gleiche Situation auch bei den »Verhältnisse[n] am Reschen« gegeben, »wo der Vinschgau ursprünglich nicht bis zur Wasserscheide, sondern bis zu dem nördlich davon liegenden Ort Nauders gerechnet wurde.« (34) Tumler führt dann den Gedanken weiter:

Da nun aber die Geschichte den Brenner zur Grenze gemacht hat, bleibt nichts übrig, als diese politisch begründete künstliche Landschaftseinteilung⁶² zu akzeptieren. Ein Stück politischer Einteilung ohne Gründung auf Natur steckt übrigens auch in der Zugehörigkeit des Pustertales zu Südtirol. Hier wurde eine sehr alte Grenze, die vorgeschichtliche Bedingungen hat: die zwischen Rätia und Noricum, durch eine mittelalterliche Herrschaftseinteilung überdeckt. (34)

Neben den geologischen oder landschaftlichen Grenzen gibt es in Südtirol auch klimatische Grenzen, welche aber »auch hier nicht Grenzlinien, sondern Grenz- und Übergangszonen« (47) sind. Das gilt etwa für das Vorkommen einer Mittelmeerflora im Eisacktal oder für die parallele Erscheinung im Etschtal, wo »die Talschwelle von Schlanders der von Brixen« entspricht (49).

Obwohl Tumler eine genaue und sozusagen mechanische Übereinstimmung zwischen den naturgegebenen und den politischen Grenzen zurückweist, wendet er jedoch an mehreren Stellen eine historiographische Methode an, die

62 An einer späteren Stelle redet Tumler ausdrücklich von »diese[r] ungerecht gezogene[n] Grenze«, indem er jedoch das Unrecht nicht nur »auf der italienischen Seite« ausmacht. Vgl. ebd., S. 242.

weit voneinander entfernte historische Ereignisse auf einen gemeinsamen geologischen oder landschaftlichen Nenner zurückbringt. So legt er etwa, um die Ereignisse von 1809 und den Widerstand gegen die Franzosen bzw. gegen die Bayern zu verstehen, verschiedene historische Karten aufeinander: Eine Karte von 535, als die Byzantiner die Franken aus dem oberen Etschtal nicht verdrängen konnten, dann eine von 730, als die Longobarden gegen die bairischen Krieger in Meran nicht ankamen, und schließlich sogar eine Karte des Jahres 7 vor Christus, als die Venosten sich gegen die Römer wehrten und »zähen kriegerischen Widerstand entgegen[setzten]«. Tumlers Schluss lautet: »dann decken sich die Plätze« (145).

So wie er historische Ereignisse wenigstens teilweise durch die geographischen Gegebenheiten Südtirols erklärt, so führt er umgekehrt auch kulturelle Eigenheiten des Landes auf weit zurückliegende politische Einteilungen zurück. So erläutert er etwa »die Grenze zwischen Tirols östlich-bairischem Landesflügel und dem westlichen rätoromanisch bestimmten Landesflügel« durch die alte politische Grenze zwischen den Römischen Provinzen Rätien und Noricum, auf die wir schon gestoßen sind. Daraus schließt Tumler,

daß Tirol in seiner herzförmigen Gestalt aus zwei ungleichen Hälften bestand. Die östliche, bairische Hälfte setzte sich durch, das brachte dann (als Mitursache) den Anschluß Tirols an Österreich. Wäre die westliche, romanisch bestimmte Hälfte die stärkere gewesen, so hätte aus dem Gebirgsland Tirol eine Art Schweiz werden können, oder ein mit der wirklichen Schweiz föderiertes Land. Rätien und Chur haben den kürzeren gezogen. Das blieb dann in der Geschichte Tirols ein bestimmendes Moment. (177)

Durch ein uraltes, an und für sich eher unbedeutendes historisches Ereignis erklärt Tumler auch die Entstehung der Sprachgrenze im Süden des Landes, jene Grenze zwischen Deutsch und Italienisch, die in Salurn verläuft. Er führt diese Grenze nämlich auf den Feldzug nach Süden des Fränkischen Herzogs Chamnisch zurück, der bis nach Trient kam und auch die Valsugana besetzte, um dann 590 von den Longobarden »bei Salurnis« geschlagen zu werden (64f.).

Seit der Zeit besteht nun diese Grenze, die allerdings nie ganz scharf und unbeweglich war: »Wir wissen« – schreibt Tumler –, »daß es auch im Etschtal nicht sofort eine Grenze wie eine Linie gab, sondern einen fluktuierenden Streifen bis zu dem acht Kilometer südlich von Salurn gelegenen Ort Lavis.« (66)⁶³

Diese mangelnde Übereinstimmung zwischen geographischen, politischen und kulturellen Grenzen soll offensichtlich als eine positive Chance betrach-

63 Es ist in dieser Hinsicht sehr bezeichnend, dass dieser seit langer Zeit bestehenden Sprachgrenze bis zur Schaffung der Provinzen Trient und Bozen nach dem 2. Weltkrieg nie eine irgendwie politische oder historische Grenze entsprochen hat: Im ehemaligen Tirol, vor dem 1. Weltkrieg, gab es hier keine Grenze und auch nach 1918 erhielt Südtirol keine Eigenständigkeit, sondern war nur Teil der »Venezia Tridentina« zusammen mit dem Trentino. Die ab Jänner 1927 neu geschaffene »Provinz Bozen« enthielt dann nicht das Unterland, das zur »Provinz Trient« ge-

tet werden. Darin ist nämlich auch die Wandelbarkeit jeder Grenze begründet, die nie eine endgültige, überhistorische Fixierung darstellt, sondern immer nur eine veränderbare Größe ist. Der Mensch braucht zwar die Grenzen, um dadurch Ordnung in das Chaos der Wirklichkeit zu bringen, er darf aber andererseits nicht ein Sklave dieser von ihm selbst gezogenen Grenzen werden. Die Grenze soll nicht so sehr dem Schutz, der Abwehr oder der Verteidigung dienen, sondern vielmehr eine Öffnung darstellen, eine Einladung oder eine Aufforderung über die Grenze hinauszugehen, um neuen Sprachen und neuen Kulturen zu begegnen. Und ein wichtiges Mittel zu einer solchen Überwindung der Grenze stellen gerade, wie Tumlers Beispiel gezeigt hat, das poetische sowie das kritische Wort dar.

schlagen wurde. Selbst die Grenze zwischen der Diözese Brixen und jener von Trient verläuft erst seit 1964 in Salurn, weil früher der Diözese Trient auch das Unterland und ab 1925 die ganze Diözese Bozen angehörte.

Zwischen Sprachen und Kulturen:

Das kritische Wort

Festschrift für Italo Michele Battafarano

Herausgegeben von
Elmar Locher



Diese Publikation wurde gedruckt mit finanzieller Unterstützung des
Dipartimento di Lingue e Letterature Straniere der Universität Verona.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen und Neumann GmbH Würzburg 2016
Gedruckt auf saurefreiem, alterungsbeständigem Papier
Umschlaggestaltung und Satz: dipdruck Bruneck
Titelbild: Illustration von Linda Wolfsgruber zu einem Gedicht von n. c. kaser (Privatbesitz)
Bindung: docupoint GmbH Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-6026-7

www.koenigshausen-neumann.de

www.libri.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de